



Abb. 1: Wohnhaus und Galerie Hametner, Stoob, 1998; Foto: Paul Ott

Erkennen von Potentialen – Umprogrammierung von Nutzungen

Hans Gangoly

Wir beschäftigen uns in unserem Büro seit ungefähr 15 Jahren mit der Materie „Bauen im Bestand“, rund 70 Prozent unserer Arbeit hat mit bestehenden Strukturen und deren Umnutzung, Revitalisierung etc. zu tun. Auch mein erster Zugang zum Thema war der Palazzo Vecchio in Verona von Carlo Scarpa, der eine zeitlang eine gewisse Faszination ausübte. Ich habe aber dann relativ bald versucht, einen eigenen Zugang zu finden, weil es mir nicht so sehr um ein Verbinden im Sinne von Scarpa gegangen ist, der ein deutlich erkennbares Nebeneinander von Alt und Neu präsentierte. Ich wollte aus zwei Elementen – also aus einem Bestands- und einem Neubau – ein neues Ganzes machen, wo beide Dinge nur gemeinsam existieren können. Meine ersten Projekte waren vergleichsweise klein, in der Regel bäuerliche Strukturen auf dem Lande (das hat auch mit meiner Identität zu tun), weil ich der Meinung war (und immer noch bin), dass man solche Strukturen – soweit sie noch existieren – erhalten muss und versuchen sollte, dafür eine vernünftige Funktion zu finden. Die Funktionsfindung ist ja immer ein großes Problem, wenn historische Strukturen nicht mehr mit aktuellen Bedürfnissen übereinstimmen.

Ich habe eine zeitlang eine ganze Serie von Projekten gebaut, die durch einen vergleichsweise groben additiven Zugang zum Bestand – ohne den



Abb. 2: Grenzüberschreitendes Dialektinstitut, Oberschützen, 2002–2004, Foto: Friedrich Achleitner

Bestand selbst im Wesentlichen anzugreifen – die bestehenden Bauten wieder nutzbar machten: Ein kleines Bauernhaus im Burgenland wurde etwa durch einen gläsernen Neubau im Hof zu einem Wohnhaus mit Galerie umgebaut (Abb. 1); ein Gutshof, dessen Dachstuhl abbrannte, wurde mit einem vergleichsweise parasitären Aufsatz zu einem attraktiven Wohnbau. Das sogenannte „Dialekt-Institut“ in Oberschützen im Burgenland erhielt ebenfalls einen Neubau (Abb. 2). Bei diesem Projekt eines alten Bauernhofes, der von einem Kulturverein angekauft und erweitert wurde, drängt sich bereits ein Thema auf, das ich immer wieder als Entwurfsstrategie heranziehe: die Form des Einpassens in den Bestand. Die durchaus traditionelle Abfolge von Satteldächern wird beim Dialekt-Haus durch einen Flachdach-Neubau überlagert, der aber mit Oberlichtteilen strukturiert wird, sodass eine Übereinstimmung auf einer ganz bestimmten Ebene entsteht. Ein vergleichsweise größeres kürzlich fertig gestelltes Projekt ist das Kulturzentrum in Bad Radkersburg in der südöstlichen Steiermark. Hier werden drei denkmalgeschützte Häuser aus der Zeit zwischen 1700 und dem Ende des 18. Jahrhunderts zu einem Kulturkomplex verbunden. Im Wesentlichen ging es hier darum, einen 400-Personen-Konzertsaal (der natürlich eine gewisse Dimension erreicht) in eine historische, mittelalterliche Altstadt einzupassen. Da geht es auf der einen Seite um die Frage der Dimensionierung, Gliederung und Proportionierung dieser Volumen und auf der anderen Seite natürlich auch um die Frage des Materials. In diesem Fall haben wir uns für Corten-Stahl entschieden, der einen ähnlichen Verwitterungs- und Alterungsprozess durchmachen kann und damit auch Teile der Gestaltung übernimmt (Abb. 6).

Ein wichtiger Aspekt, der nicht so sehr mit der Addition von Neuem zu tun hat, ist im Umgang mit Bestand das Erkennen von Potentialen und damit die Programmierung von Nutzungen. In Graz, unweit vom Kunsthause, also in

einer inzwischen sehr attraktiven innerstädtischen Lage, steht ein altes Mühlen-Gebäude mit ungefähr 600 m² Nutzfläche pro Geschöß. Diese Mühle hat aber schon um 1920 ihre Funktion als Mühle verloren, weil sich die Rahmenbedingungen verändert haben. Sie ist viele Jahrzehnte als Lager genutzt worden und die Fragestellung war dann, was man mit so einem Gebäude in einer solchen Lage letzten Endes anfangen kann. Nach längerer Diskussion, auch mit dem Bundesdenkmalamt, haben wir uns entschlossen, hier Wohnungen für junge Menschen zu realisieren. Aufgrund der städtebaulichen Situation – kein Grünraum, kein attraktives, familiengerechtes Umfeld, dafür aber ein sehr hohes Potential durch die denkmalgeschützte Holzkonstruktion, die auch der Träger der Atmosphäre dieses Hauses wurde – konnten vor rund zehn Jahren mit einem sehr aufgeschlossenen Bauherren ganz einfache loft-artige Wohnungen entwickelt werden. Der Bauherr war auch bereit, einen großen Teil des Volumens als freien – oder, wenn man so sagen will, öffentlichen – Raum zuzugestehen und keine Mieteinnahmen dafür zu lukrieren. In Verbindung mit dem Denkmalamt entstand daraus ein sehr schönes Projekt (Abb. 3). Die Wohnungen kommen ohne große Eingriffe aus, also auch hier ist die bestehende Holzkonstruktion das eigentliche Thema des Projekts. Das Besondere an diesem Projekt ist für mich, dass die Atmosphäre, die einzig und allein durch die Existenz dieser Holzkonstruktion entstanden ist, in eine andere Nutzung transportiert werden konnte und damit eine Atmosphäre entstanden ist, die auf dem Wohnungsmarkt noch immer sehr erfolgreich ist.

Ein persönliches Schlüsselerlebnis zu diesem Thema „Programmierung von Nutzungen“ hatte ich bei der Revitalisierung eines Palais in der Herrngasse in Graz. Beim Bauen im Bestand geht es ja oft gar nicht so sehr darum, etwas an der Struktur zu verändern oder etwas dazuzubauen, sondern einfach nur darum, die Funktionen neu zu denken. Ein kleines, aber für mich sehr aufschlussreiches Beispiel war der Seitenflügel dieses Palais. In diesem Seitenflügel wollte der Juwelier Schullin sein Büro unterbringen. Es gab eine Art Laubengang, der zwischenzeitlich verschlossen war und den wir wieder geöffnet haben. Dahinter existierte eine sehr schmale Schicht von Funktionsräumen. Den sehr schönen, attraktiven Hof für die Erschließung zu verwenden, wäre nicht besonders sinnvoll gewesen. Man hätte außerdem in den Räumen durch die wenigen Öffnungen viel zu wenig Licht für die Arbeitsplätze bekommen. Wir haben uns daher entschlossen, von der typischen Situation abzuweichen und die Erschließung in die ursprünglichen Nutzräume zu legen – also eine Umprogrammierung der Nutzung. Die eigentlichen Büros wurden in die ehemalige Gangzone gelegt. Dadurch besitzt jedes Büro einen wunderbaren Bogen mit einem schönen Fenster und man erhält sehr attraktive Arbeitsflächen (Abb. 4). Die Mitarbeiter können nun diesen historischen Hof

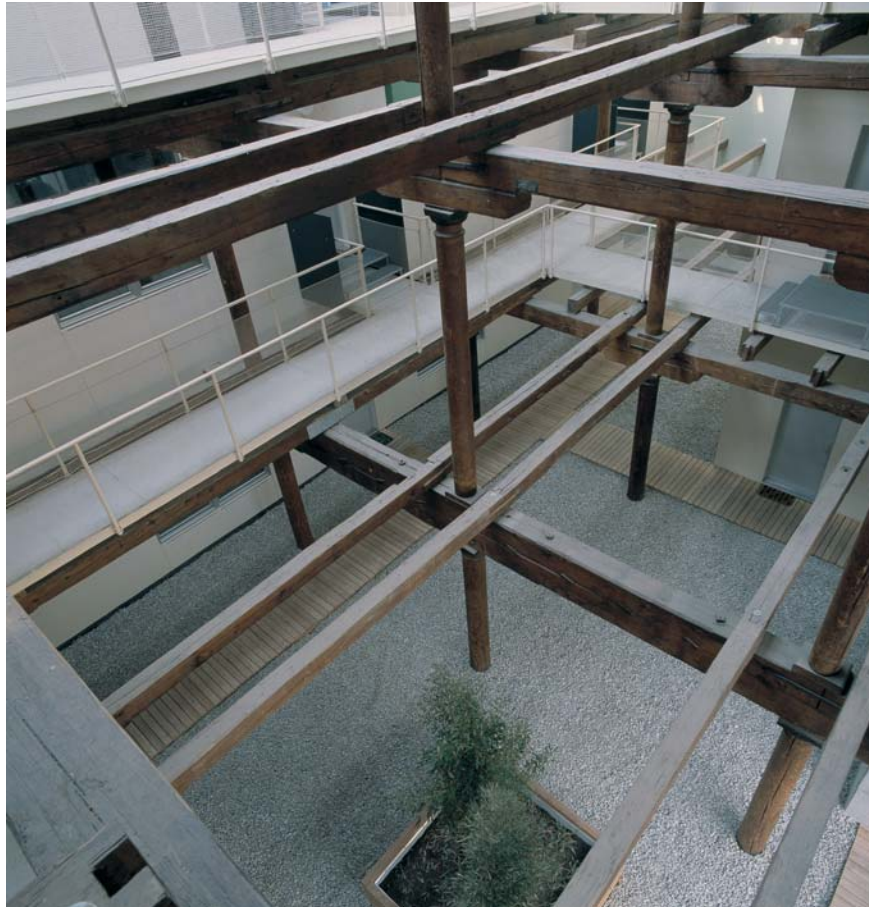


Abb. 3: Ehemalige Stadtmühle, Graz, 1998–1999; Foto: Paul Ott



Abb. 4: Revitalisierung Herzoghof, Graz, 2001–2002, Foto: Paul Ott

Abb. 5: KPMG Alpen-Treuhand, Wien, 2005–2006, Foto: Rupert Steiner

„konsumieren“, gleichzeitig aber hat man auch eine Präsentationsoberfläche als Büro in den Hof hinein. Eigentlich eine sehr simple Maßnahme, mit der auf einer funktionellen, aber auch inhaltlichen und atmosphärischen Ebene einiges erreicht werden konnte.

Ein ähnliches, vielleicht größeres Beispiel, wo es zum Teil auch um Umprogrammierung gegangen ist, war die ehemalige Austria-Tabak-Regie in der Porzellangasse – vor einigen Jahren von der KPMG Alpentreuhand gekauft. (Abb. 5) Auch hier ging es eigentlich darum, wie man mit einem sehr hermetischen und einer starren Struktur verhafteten, typischen Beamtengebäude der k.u.k. Monarchie aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts umgehen kann. Man hat vier Geschoße, eine Gangzone, teilweise einhäftige und teilweise zweihäftige Büroanordnungen. Die eigentliche Entwurfsidee war, die Ströme der Mitarbeiter dieses Hauses (ungefähr 500) und die Ströme der Kunden und Klienten zu trennen. Das war die einzige Möglichkeit, damit das Thema „Bürokommunikation“, das in einer solchen historischen Struktur natürlich überhaupt keine Chance hat, umgesetzt werden und funktionieren kann. Der erste Schritt war es nun, die Mitarbeiterzonen und die Klientenzonen zu trennen. Dieser Schritt ist gelungen, indem die ehemalige Durchfahrt zum Foyer des Hauses wurde. Hier werden die Mitarbeiter in die Bürozone des Hauses gelenkt. Über den neuen Glasgang im Hof gelangen die Kunden in das ehemalige Generaldirektors-Stiegenhaus, in dem die neuen Besprechungszonen für Kunden und Klienten zusammengefasst wurden. Durch Einfügung des Glasganges konnten also die Verkehrsströme getrennt werden. Damit haben sich einige sehr offensive Möglichkeiten ergeben. In den Bestandsdurchgang wurden nur wenige Möbel eingebaut, die für einen Empfang notwendig waren. Einerseits erleben die Klienten beim Gehen durch den fast 1.500 m² großen Hof die Dimension des Unternehmens KPMG, ohne das ganze Haus



Abb. 6: Veranstaltungs-, Seminar- und Ausstellungszentrum, Bad Radkersburg, 2007–2009
Foto: Paul Ott

erfassen zu müssen. Sie durchwandern den Garten und treten quasi von einer Situation in eine andere – der Hof wirkt dabei wie ein Filter. Andererseits sehen aber die Mitarbeiter von KPMG auf den Glasgang hinaus und können somit die Bewegung in diesem Haus, die ihre Arbeit sichert, nachvollziehen. Also gibt es ein sehr interessantes gegenseitiges Beobachten.

Die Zwischenzone im Palais, in der ursprünglich die Schreiber an Pulten standen, war komplett verbaut für Lagerräumlichkeiten, Kopierstationen etc. Wir haben versucht, diese Zwischenzone so weit wie möglich zu öffnen und nur mit transparenten Abschlüssen zu gliedern, um eben in diesen Bereichen die notwendigen Kommunikationsmöglichkeiten einzurichten. Durch eine glückliche Fügung betreut KPMG einige Kunstsammlungen und Museen, wie z.B. die Albertina oder die Sammlung Liechtenstein. Diese haben uns Motive zur Verfügung gestellt, die dann – auf Stoffe gedruckt – in die Schicht zwischen Gang und Zwischenzonen gespannt wurden. Dadurch werden genau diese Zwischenzonen sowohl abgeschottet als auch mit einer bestimmten Identität ausgestattet. Am Tag fällt Tageslicht durch die bedruckten Stoffe in die Besprechungszimmer oder Teeküchen, abends, wenn noch in diesen Räumen gearbeitet wird, sind die Stoffe hinterleuchtet und schaffen in diesen fünf Geschoßen eine ganz bestimmte Identität.

Ein aktuelles Projekt, das sich gerade in Umsetzung mit der Bundesimmobiliengesellschaft befindet, ist ein Hörsaalzentrum auf der Montan-Uni in Leoben, erbaut ca. 1972/73. Die eigentliche Aufgabe war eine Fassadensanierung und eine Funktionssanierung. Der Bestandsgrundriss zeigt eine sehr klare, schöne Struktur mit einem Verbindungsgang, der das alte Universitätsgebäude mit diesem Neubau verbindet, drei „Finger“ mit Institutsgebäuden und das sehr klare und einfach strukturierte Hörsaal-Gebäude. Wir haben, so weit wie möglich, kaum in die Struktur eingegriffen, mussten aber zwei Hörsäle umdrehen, damit genügend Hörer Platz finden. Ein wesentlicher Punkt war, dass die Hochschulen heute sehr starke Präsentationsaufgaben haben, vor allem im Bereich der Drittmittel-Lukrierung. Speziell die Montan-Uni Leoben hatte das Problem, dass sich die Verkehrsströme der Studierenden und die Besucherströme bei Konferenzen und Symposien überlagert haben. Deswegen gibt es in der Folge nun auch eine zweite neue Schicht vor dem Bestand. Diese neue Schicht soll nun die Funktionstrennung erledigen. Es ist mir bei solchen Aufgaben sehr wichtig, dass man für die eigenen Gestaltungsaufgaben am Bestand Ansätze findet. Der Architekt Karl Raimund Lorenz, der das Haus in den 1970er Jahren geplant hat, hatte an der Fassade – weil dieses Gebäude aufgrund der Hörsaalnutzung kaum Öffnungen braucht – Kassettenelemente aus Aluminium montiert. Wir wollten in einer bestimmte Art und Weise dieses



Abb. 7: Generalsanierung Hörsaalgebäude Montanuniversität, Leoben, 2008–
Foto: Archiv Architekten

Thema aufgreifen und haben daher vertikale Lamellen davorgesetzt (Abb. 7). Dadurch wiederholen wir auf der einen Seite den additiven Aspekt dieser Aluminium-Kassetten. Auf der anderen Seite wird aber auch im weitesten Sinne das Thema der Montan-Uni, die sich ja auch mit topographischen Situationen beschäftigt, noch einmal inhaltlich präsentiert. Diese Vertikalität, die wir in unseren Lamellen nachzeichnen, existiert bereits auch im umgebenden Bestand der Institutsgebäude. Das Gebäude steht auch sehr repräsentativ für die Montan-Uni an einer stark befahrenen Kreuzung in Leoben. Da geht es natürlich auch um die Bewegung an dem Gebäude vorbei und um die Entwicklung der Fassaden.

Ein letztes aktuelles Beispiel, ebenfalls ein Projekt für die Bundesimmobilien-gesellschaft, betrifft das Alte Chemie-Gebäude der TU Graz, ein Institutsgebäude aus den Jahren 1958/59 in einer klassischen, zweihüftigen Anordnung. Auch hier soll die Struktur, unter Beibehaltung der Stiegenhäuser, komplett für einen aktuellen und attraktiven Institutsbetrieb adaptiert werden. Wir haben uns hier zum Ziel gesetzt, Raumkonditionierung ohne Technik zu erreichen. Vor zwei Jahren hat man noch sehr viel über Sensoren gesprochen, um Raumkonditionierung individuell zu organisieren. Wir wollen allerdings bei diesem Projekt keine Materialien verwenden, die nichts für den Raum können. Also wollen wir keinen Gipskarton, wir verwenden kaum Glas, wir verwenden hoffentlich Vollholz. Wir haben ein Parapet aus Lehm vorgeschlagen, das den Feuchtigkeitsaustausch organisiert. Jedenfalls geht es aber auch hier darum, eine bestehende Struktur, wie zum Beispiel eine Stahlbeton-Rippendecke aus den späten 1950er Jahren, sichtbar zu machen, mit neuen Elementen zu überlagern und die gesamten technischen Notwendigkeiten unterzubringen. Das geht so weit, dass man hoffentlich versuchen wird, das Parapet auch zu bepflanzen (Abb. 8, 9). Für mich persönlich ist es eine sehr



Abb. 8, 9: Gebäudeadaptation TU Graz, Stremayrgasse 16, Wettbewerb 2009

interessante Frage, wie man versuchen kann, ein Bürogebäude, das ungefähr 40 bis 50 Jahre alt ist, auf einen energieeffizienten und nachhaltigen neuen Standard zu bringen. Dieses Haus steht unter Denkmalschutz, die Fassade wird also praktisch nicht angegriffen. Aber im Inneren kann man das, was die Qualitäten dieses Hauses ausmacht, wie etwa die schöne Betonstruktur, sichtbar werden lassen, aber auch gleichzeitig mit neuen Themen überlagern, sodass an dieser Stelle etwas ziemlich Neues entstehen kann. Es soll auch die eine oder andere begrünte Wand geben, und das einzige, was nach außen sichtbar wird, ist ein Vordach, das einen neuen Studenten-Loungebereich überdachen soll.

Kurz zusammengefasst: Für mich ist es wichtig, bestimmte Potentiale eines Bestands – egal, ob er aus dem 17. oder aus dem 20. Jahrhundert stammt – zu erkennen und aus diesen Potentialen Überlegungen in Bezug auf die Funktion und vor allem auf die Gestaltung abzuleiten.